David Arnold

Auf und davon

Aus dem Amerikanischen von
Astrid Finke

heyne›fliegt

Die Originalausgabe erscheint
unter dem Titel *Mosquitoland* bei Viking Books,
an Imprint of Penguin Group, New York

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Copyright © 2015 by David Arnold
Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Carola Fischer
Umschlaggestaltung: Das Illustrat, München,
unter Verwendung eines Motivs von © Kiefer Pix/Shutterstock
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-26983-5

www.heyne-fliegt.de

Jackson, Mississippi

(noch 1524 Kilometer)

Kapitel 1

Dinge werden erst Dinge, wenn man sie ausspricht.

Ich bin Mary Iris Malone, und mit mir stimmt etwas nicht.

Kapitel 2
Die unangenehme Nähe Fremder

1. September, Nachmittag

Liebe Isabel,

als Mitglied dieser Familie hast du ein Recht zu erfahren, was los ist. Dad stimmt zu, sagt aber, ich solle bitte »Themen von Tiefe und Verzweiflung« meiden. Als ich fragte, wie er sich das vorstelle, da unsere Familie ja nun mal zu tiefer Verzweiflung neige, verdrehte er die Augen und blähte die Nasenflügel, wie er das gern tut. Die Sache ist nur die, seicht kann ich nicht, also lege ich einfach los. Geradeheraus, Mim-Style. Randvoll mit »Themen von Tiefe und Verzweiflung«.

Vor gut einem Monat bin ich mit Dad und Kathy aus den blühenden Landschaften von Ashland, Ohio, in die dürre Ödnis von Jackson, Mississippi gezogen. In dieser Zeit habe ich mir möglicherweise ein bisschen Ärger an meiner neuen Schule eingehandelt. Keinen Ärger-Ärger, verstehst du, aber das ist nur ein feiner Unterschied für Erwachsene, wenn sie erst mal entschlossen sind, jemandem die Jugend zu ruinieren. Mein neuer Rektor ist genau so ein Mann. Er hat für

heute Vormittag um zehn Uhr einen Termin angesetzt, dessen einziger Tagesordnungspunkt das Fehlverhalten von Mim Malone darstellen sollte. Kathy hat extra ihre Schicht bei Denny's getauscht, um Dad als elterlichen Vertreter begleiten zu können. Ich saß in Algebra II und beobachtete gerade, wie Mr. Harrow die Liebesbeziehung zu seinen Polynomen vertiefte, als mein Name durch die korallenrot gestrichenen Flure hallte.

»*Mim Malone, bitte im* Büro von Rektor Schwartz *melden. Mim Malone ins Rektorat.*«

(Ich muss wohl nicht betonen, dass ich nicht gehen *wollte*, aber der Lautsprecher rief, und der Schüler gehorchte, und so war es stets.)

Das Vorzimmer zum Rektorat war muffig, eine erstickende Einrichtung in Rostrot und Brauntönen. Die Wände waren mit Motivationsplakaten vollgekleistert, auf denen aufmunternde Imperative und kreisende Adler über majestätischen lila Bergen prangten.

Ich übergab mich ein bisschen, schluckte es wieder runter.

»Du kannst rein«, sagte die Sekretärin ohne aufzublicken. »Die warten schon.«

Hinter ihrem Schreibtisch stand die schwere Eichentür von Rektor Schwartz einen Spalt offen. Als ich näher kam, hörte ich leises Reden.

»Wie heißt ihre Mutter noch?«, fragte Schwartz, die Stimme gedämpft von diesem traumhaften Siebzigerjahre-Schnurrbart, zweifelsohne ein Überbleibsel aus den glorreichen Zeiten.

»Eve«, sagte Dad.

Schwartz: »Genau, genau. Was für ein Jammer. Tja, ich

hoffe, Mim ist Ihnen dankbar für Ihre Bemühungen, Kathy. Der Himmel weiß, dass sie gerade jetzt eine Mutter braucht.«

Kathy: »Wir alle wollen nur, dass Eve wieder gesund wird, wissen Sie? Und das wird sie auch. Sie wird diese Krankheit besiegen. Eve ist eine Kämpferin.«

Unmittelbar vor der Tür erstarrte ich – innerlich und äußerlich. *Krankheit*?

Schwartz: (Seufzen.) »Weiß Mim Bescheid?«

Dad: (Andere Art von Seufzen.) »Nein. Es ist einfach nicht der richtige Zeitpunkt. Neue Schule, neue Freunde, viele … neue Entwicklungen, wie Sie sehen.«

Schwartz: (Glucksen.) »Allerdings. Na ja, hoffentlich wird sich für Eve alles zum Guten fügen dort in … wo sagten Sie noch?«

Dad: »Cleveland. Und danke. Wir hoffen das Beste.«

(Jede wirklich gelungene Figur, liebe Isabel, sei es im Buch oder auf der Leinwand, ist mehrdimensional. Die Guten sind nicht nur gut, die Bösen nicht nur böse, und eine Figur, die gänzlich das eine oder das andere ist, dürfte es überhaupt nicht geben. Denk bitte daran, wenn ich die folgenden Eskapaden beschreibe, denn wenn ich auch kein Schurke bin, so bin ich doch nicht immun gegen Schurkerei.)

Unsere Heldin wendet sich von der Eichentür ab, verlässt ruhig das Sekretariat, die Schule, das Gelände. Sie ist leicht benommen, versucht, die Puzzleteile zusammenzusetzen. Quer über das Football-Feld ertönt der Spott von stiernackigen Sportlern, aber sie hört nicht hin. Ihre getreuen Secondhandladen-Schuhe tragen sie über den unebenen Bürgersteig, während sie über die dreiwöchige Brief- und Telefonpause

ihrer Mutter nachdenkt. Unsere Heldin nimmt die Abkürzung hinter dem Taco Hole, ohne den Rindfleischduft zu beachten. Sie marschiert durch die einsamen Straßen ihres neuen Viertels, umrundet die himmelhohe Eiche und verharrt einen Moment lang im Schatten ihrer neuen Wohnstätte. Sie öffnet den Briefkasten – leer. Wie immer. Sie holt das Handy heraus, wählt zum hundertsten Mal die Nummer ihrer Mutter, hört zum hundertsten Mal dieselbe Roboterfrau, ist zum hundertsten Mal entmutigt.

Diese Nummer ist leider nicht vergeben.

Sie klappt das Handy zu und betrachtet dieses neue Haus, ein Haus, gekauft für den viel zu niedrigen Preis von allem, was sie je für wahr gehalten hatte. »*Glass and concrete and stone*«, flüstert sie den Refrain eines ihrer Lieblingslieder. *Glas und Beton und Stein*. Sie lächelt, bindet die Haare zu einem Pferdeschwanz und singt den Text weiter. *Es ist nur ein Haus, kein Heim*. »*It is just a house, not a home*.«

Schwungvoll stürmt unsere Heldin durch die Tür und nimmt immer drei Stufen auf einmal. Sie kümmert sich nicht um den Geruch nach neuem Haus – eine seltsame Mischung aus Desinfektionsmittel, Tacos und sturer Verdrängung – und spurtet in ihr Zimmer. Hier packt sie ihren zuverlässigen JanSport-Rucksack zum Übernachten um, steckt eine Flasche Wasser, Waschzeug, Kleidung zum Wechseln, Medikamente, Kriegsbemalung, Make-up-Entferner und eine Tüte Chips ein. Sie rennt ins Schlafzimmer ihres Vaters und ihrer Stiefmutter und geht vor ihrer Kommode auf die Knie. Unsere Heldin greift in der untersten Schublade hinter einen ordentlich gefalteten Stapel figurformender Unterwäsche und fördert eine Kaffeedose mit dem Aufdruck HILLS BROTHERS ORIGINAL

BLEND zutage. Sie zieht den Deckel ab, nimmt ein dickes Bündel Geldscheine heraus und zählt in Zwanzigerschritten bis achthundertachtzig Dollar. (Ihre böse Stiefmutter hat die Heimlichkeit dieses Verstecks überschätzt, denn unsere Heldin sieht *alles*.)

Mit der Gelddose im Rucksack rennt sie aus dem Haus-kein-Heim, trabt einen knappen Kilometer bis zur Haltestelle und steigt in den Bus zum Jacksoner Greyhound-Bahnhof. Das Wohin weiß sie schon seit einiger Zeit: Cleveland, Ohio, 1524 Kilometer entfernt. Aber bis heute war sie nicht sicher, was das Wie oder das Wann betraf.

Das Wie: ein Greyhound-Bus. Das Wann: pronto, schnellstmöglich, dalli, dalli.

Und … Schnitt.

Aber du bist eine echte Malone, und als solche wird dir das nicht reichen. Du brauchst mehr als die Wohins, Wanns und Wies – du brauchst Warums. Du denkst sicher *Warum macht unsere Heldin nicht einfach (füge geniale Lösung ein)?* Ehrlich gesagt, Gründe sind schwierig. Ich stehe gerade auf einem ganzen Haufen davon und weiß kaum, wie ich hier hochgekommen bin.

Vielleicht wird also das hier genau das, Isabel: mein Buch der Gründe. Ich erkläre das Warum hinter dem Was, und du kannst dann selbst nachvollziehen, wie meine Gründe sich auftürmen. Betrachte die heimliche Plauderei zwischen Dad, Kathy und Rektor Schwartz als Grund #1. Der Weg nach Cleveland ist weit, also werde ich mir den Rest möglichst gut einteilen, aber vorläufig eins: Meine Gründe mögen schwierig sein, aber meine Ziele sind ziemlich einfach.

Nach Cleveland fahren, zu Mom fahren.

Ich salutiere mir.
Ich nehme meine Mission an.

Es meldet sich ab,
Mary Iris Malone, rettungslose Mutter-Retterin

Das Strichmännchen vorne auf diesem Tagebuch nachzuziehen, bringt nicht viel. Strichmännchen sind auf ewig anämisch.

Ich lege mir die dunklen Haare über eine Schulter, lehne die Stirn ans Fenster und bestaune die Welt da draußen. Bevor Mississippi seinen teuflischen Willen bekam, waren meine Staunereien wunderbar einzigartig. In letzter Zeit sind sie, was weiß ich, was geworden … normal. Tragisch mittelmäßig. Zu allem Überfluss geht gerade ein Regen biblischen Ausmaßes wie eine Strafe auf die Erde nieder, und ich finde, dass sie es verdient hat. Ich stecke mein Tagebuch in den Rucksack und hole das Döschen Abilitol heraus. Kippen, Schlucken, einmal täglich: Das ist die Gewohnheit, und Gewohnheit ist König, sagt Dad. Ich schlucke die Pille, dann schiebe ich das Döschen energisch dahin zurück, wo es war. Das gehört ebenfalls zur Gewohnheit. Sage ich.

»Was zum Henker machst du hier, Fräuleinchen?«

Den Schopf sehe ich zuerst, ein hohes Haarbüschel, das die beiden Vordersitze überragt. Er ist tropfnass und krumm wie der Schiefe Turm von Pisa. Der Mann – ein Greyhound-Angestellter namens Carl, laut dem feuchten Schildchen auf seinem Hemd – ist riesig. Geradezu hünenhaft. Ohne mich aus den Augen zu lassen, zaubert er einen Burrito hervor, wickelt ihn aus, beißt herzhaft rein.

Enchantée, Carl.

»Das ist doch der Bus nach Cleveland, oder?« Ich wühle in meinem Rucksack. »Ich hab eine Fahrkarte.«

»Fräuleinchen«, sagt er mit vollem Mund. »Von mir aus kannst du Willy Wonkas goldenes Ticket haben. Es wird noch nicht eingestiegen.«

Vor meinem geistigen Auge beschießen tausend winzige Mims Carl mit Brandpfeilen und fackeln seine Haare in einem lodernden Feuerball ab. Ehe eine dieser gedachten Mims mich noch in Schwierigkeiten bringt, habe ich die Stimme meiner Mutter im Ohr, ein hallendes Läuten, der Glockenschlag meiner Kindheit: *Mach ihn mit Freundlichkeit fertig, Mary. Nimm ihn total auseinander damit.* Ich setze ein mädchenhaftes Lächeln und den englischen Akzent meiner Mutter auf. »Hallöchen. Das ist aber eine verdammt schicke Uniform, ich muss schon sagen. Betont Ihre Brustmuskeln.«

Der Schiefe Turm von Carl kaut bedächtig seinen Burrito, dreht sich um und deutet auf die offene Tür. Ich werfe mir meinen Rucksack über die Schulter und spaziere durch den Gang. »Ernsthaft, mein Bester. Das sind echte Hammermuskeln.«

Ich bin durch die Tür und draußen im Platzregen, bevor er reagieren kann. Sehr wahrscheinlich hatte Mom das mit dem Auseinandernehmen durch Freundlichkeit nicht so gemeint, aber ehrlich, das war in dem Moment das einzige Ich, das ich sein konnte.

Ich ziehe mir die Kapuze über den Kopf und hüpfe über ein halbes Dutzend anschwellende Pfützen quer über den Bahnhofsplatz zu einer Markise. Darunter stehen sieben oder acht Leute Schulter an Schulter, starren auf ihre Armbanduhren,

lesen Zeitungen zum zweiten Mal, alles, um nur die unangenehme Nähe Fremder nicht zur Kenntnis nehmen zu müssen. Ich quetsche mich neben einen Mann mittleren Alters in einem Poncho und sehe dem Regen zu, der wie ein papierdünner Wasserfall über die Kante der Markise strömt.

»Bist du das?«, fragt der Ponchomann aus wenigen Zentimetern Entfernung.

Bitte lass ihn nicht mich meinen, bitte lass ihn nicht mich meinen.

»Entschuldigung.« Er stupst meinen JanSport an. »Ich glaube, der singt.«

Ich ziehe den Rucksack nach vorn und hole das Handy heraus. Die lieblichen Klänge von Stevie Wonders »I just called to say I love you« hallen von den Wänden unseres kleinen Gefängnisses aus Leinwand und Wasser wider. Stevie trällert nur von seiner Liebe, wenn Kathy anruft, was die Aussage des Liedtextes komplett zunichtemacht.

»Das ist ja süß«, sagt der Ponchomann. »Dein Freund?«

»Stiefmutter«, flüstere ich und betrachte ihren Namen auf dem LCD-Bildschirm. Kathy hat mir den Song als ihr »Spezialklingeln« draufgeladen. Ich wollte ihn schon längst in etwas Passenderes ändern, zum Beispiel Darth Vaders »Imperial March« oder diese Roboterstimme, die einfach immer wieder »Achtung! Achtung!« schreit.

»Ihr müsst ja ein sehr enges Verhältnis haben.«

Mit dem singenden Telefon in der Hand drehe ich mich zu dem Kerl um. »Was?«

»Das Lied. Habt ihr ein enges Verhältnis, du und deine Stiefmutter?«

»Aber ja, klar«, sage ich unter Aufbietung jeder sarkas-

tischen Faser meines Körpers. Ohne abzuheben schmeiße ich das Handy in den Rucksack zurück. »Und wie.«

Er nickt und grinst von einem Ohr zum anderen. »Das ist super.«

Ich sage nichts. Mein Pensum an Gesprächen mit Wildfremden ist offiziell erfüllt. Für das nächste Jahrzehnt.

»Und, wo fährst du hin, Herzchen?«

Also gut, es reicht.

Ich hole tief Luft und trete durch den Mini-Wasserfall in den Regen hinaus. Es gießt immer noch in Strömen, aber das stört mich nicht. Es ist der erste Herbstregen, mein liebster im Jahr. Und vielleicht liegt es daran, oder am Adrenalin nach meiner heutigen Entscheidung, aber ich fühle mich wagemutig – oder vielleicht auch ehrlich. Das ist manchmal schwer zu unterscheiden.

Als ich mich zum Ponchomann umdrehe, bemerke ich, dass seine Augen feucht und glänzend sind, aber das kommt nicht vom Weinen oder vom Regen. Es ist etwas völlig anderes. Und für den Bruchteil einer Sekunde habe ich die eigenartige Empfindung, dass alle und alles um uns herum sich aufgelöst haben. Nur wir zwei sind noch da, dazu verflucht, einander bis in alle Ewigkeit inmitten der entfesselten Elemente an diesem Busbahnhof gegenüberzustehen.

»Wissen Sie«, überbrülle ich den Regen und durchbreche damit den Fluch. »Ich bin sechzehn.«

Die anderen Leute unter der Markise beobachten uns jetzt, sie können die unangenehme Nähe nicht mehr länger ignorieren.

»Okay.« Er nickt, immer noch mit den glasigen Augen lächelnd.

Ich streiche mir eine dicke Strähne klitschnasser Haare aus dem Gesicht und ziehe die Schnur meiner Kapuze fest um meinen Kopf. »Sie sollten wirklich keine jungen Mädchen ansprechen. An Busbahnhöfen. Das ist einfach eklig, Mann.«

Bis auf die Knochen durchweicht, gedanklich mit dem Wahnsinn der Welt beschäftigt, stapfe ich durch Pfützen zum Eingang des Jacksoner Greyhound-Bahnhofs. Neben Gate C reicht mir ein kleiner Mann mit Tweedhut einen Flyer.

LABOR DAY SPECIAL.
HENNCHEN SÜSSAUER VIER DOLLER FÜNFZIG
WARUM ZAHLEN MEHR?
KOMMEN VORBEI! WIR BERÜHMT!

Der Zettel ist ein Dominostein, der erste, der eine ganze Abfolge von Erinnerungen anstößt: Ein leerer Zettel im Glückskeks kippt Labor-Day-Traditionen um, kippt Elvis um, kippt Feuerwerk um, kippt um, wie es früher war, kippt um, kippt um ...

Aus fünfzehnhundert Kilometern Entfernung spüre ich, dass meine Mutter mich braucht. Das weiß ich einfach, und ich weiß es stärker, fester, vollständiger, als ich je etwas anderes gewusst habe.

Noch vier Tage bis Labor Day.

Sechsundneunzig Stunden.

Ich darf nicht zu spät kommen.

Kapitel 3
Der Greyhound nach Norden

1. September – Nachmittag

Liebe Isabel,

also, mir ist langweilig. Ich sitze im Bus. Neben einer alten Frau, die sich andauernd zu mir rüberbeugt, als wollte sie ein Gespräch anfangen. Zur Wahrung meiner geistigen Gesundheit werde ich deshalb schreiben.

Labor Day ist Grund #2.

Ja, ich weiß schon, was du denkst. *Echt, Mim? Labor Day?* Und das mit Recht. Was ist so besonders am ersten Montag im September, dass der Staat zu seinen Ehren das ganze Land stilllegt? Ganz ehrlich, gäbe es nicht an dem Tag schulfrei und längere Happy Hours, wüsste vermutlich keiner, dass es ihn gibt.

Aber ich schon.

An einem Labor Day vor sechs oder sieben Jahren stand Mom mitten beim Essen auf und fragte mich, ob ich gern spazieren gehen wollte. Dad hielt den Kopf gesenkt und stocherte auf seinem Teller herum. »Evie«, raunte er, ohne

aufzublicken. Ich weiß noch, dass ich gelacht habe, weil es aussah, als würde er seinem Essen einen Namen geben. Mom erzählte etwas von verdauungsfördernder Bewegung nach einer Mahlzeit, nahm meine Hand, und zusammen liefen wir hinaus auf die stillen Straßen unserer Wohnsiedlung. Wir lachten und redeten und lachten noch ein bisschen mehr. Ich liebte es, wenn sie so war, ganz jung und fröhlich und begierig darauf, jung und fröhlich zu bleiben, und es war egal, was am Tag vorher passierte oder am Tag danach, wichtig war nur das junge fröhliche Jetzt.

So eine Seltenheit.

Also jedenfalls …

An dem Tag haben wir es gefunden. Besser gesagt *sie*. Unsere Leute.

Sie wohnten im Utopia Court, falls du das glauben kannst – einer kleinen Sackgasse, die versteckt hinten im Viertel lag. Als wir um die Ecke bogen, war es wie durch Alices Spiegel zu steigen, nur statt des Jammerwochs und einer Schwarzen Königin fanden wir Revolutionäre und Idealisten, Menschen, die die herrschende Klasse verdammten, Menschen, die sich weigerten, sich vorstädtischer Mittelmäßigkeit zu beugen. Während der Rest des Viertels vor Fernsehern oder Videospielen saß, zündete diese kleine Sackgasse Explosionen für die Ewigkeit.

Sie verstanden das junge fröhliche Jetzt.

Jeden Labor Day gingen Mom und ich dorthin zurück. Wir beteiligten uns an ihren gegrillten Spanferkeln, Limonadenständen und Biereimern, ihren lauten Stereoanlagen und übermütigen Kindern, ihrem Flaggenschwenken und ihrem Feuerwerk und ihren Gelagen. Wir taten das mit Beherztheit

und Hunger und Durst, in dem Wissen, dass es 364 Tage dauern würde, bevor diese Gaben wieder angeboten wurden. (In jenem ersten Jahr gingen wir auch am Memorial Day hin – Fehlanzeige. Nichts. Wie ein leeres Baseballstadion. Dasselbe am Vierten Juli. In der Hinsicht glich der Utopia Court wohl eher Narnia als Alices Spiegel. Er war nie, wo – besser gesagt wann – man ihn erwartete.)

Kurz gesagt: Im Angesicht vorstädtischer Mittelmäßigkeit bot Utopia Court eine waschechte Meuterei, und wir liebten jede meuterische Minute davon.

So also fing es an.

Jetzt zum Ende.

Letztes Jahr, gerade als das Feuerwerk in Fahrt kam, stellte Mom ihr Bier ab und begann, sich zu bedanken und zu verabschieden. Etwas stimmte nicht – so früh waren wir noch nie gegangen. Aber ich sagte nichts. Was sie betraf, betraf auch mich. Widerstrebend folgte ich ihr zurück auf die andere Seite des Spiegels. Wir bewunderten das Feuerwerk aus der Ferne, Hand in Hand (ja, ich habe mit meiner Mutter Händchen gehalten, aber an unserer Beziehung war auch nichts je traditionell). Plötzlich blieb Mom wie angewurzelt stehen. Dieses Bild – die Silhouette meiner Mutter vor einem schwarzen Himmel, während überall um uns herum prachtvolle Lichter zerbarsten – ist eine Erinnerung, die ich mir in die Hosentasche gesteckt habe, eine, die ich nach Lust und Laune herausholen und betrachten kann, um Mom genau so im Gedächtnis zu behalten, für immer und immer und immer und immer und immer … unendliche Immers. »Mary«, flüsterte sie. Sie sah mich nicht an, und ich merkte, dass sie im Geiste irgendwo war, wohin ich ihr niemals folgen könnte. Ich wartete ab, was

sie sagen wollte, denn so war es früher bei uns. Nachzuhaken war nicht nötig. Ein paar Minuten lang standen wir dort auf dem stillen Bürgersteig, gestrandet zwischen Meuterei und Mittelmäßigkeit. Als das Feuerwerk allmählich abklang, wurde es um uns herum dunkler, als wäre Utopias Pyrotechnik die einzige Lichtquelle der Stadt gewesen. Da erst ließ Mom meine Hand los und drehte sich um. »Ich war früher mal liebenswert. Aber er hat mich kein Mal geliebt.«

Ihr Tonfall war vertraut, wie das Lied eines dunkeläugigen Jünglings, der tragische Klischees besingt. Aber Mom war kein Jüngling, und das hier war kein Klischee.

»Wer?«, fragte ich leise. »Dad?«

Ich bekam nie eine Antwort. Irgendwann lief sie weiter, auf unser Haus zu, auf die Mittelmäßigkeit zu, weg von der glorreichen Meuterei. Den Rest des Weges folgte ich ihr schweigend.

Daran erinnere ich mich, als wäre es gestern gewesen.

Ich erinnere mich daran, weil es das letzte Mal war, dass wir Händchen hielten.

Es meldet sich ab,
Mary Iris Malone, Meuterin der Extraklasse

»Das sind aber mal interessante Schuhe. Wo findet man denn so was?«

Ich habe mir die alte Frau wohl so lange vom Leib gehalten, wie es ging. »Secondhandladen«, sage ich und stopfe mein Tagebuch in den Rucksack.

»Welcher?«

»Das ... weiß ich nicht mehr.«

»Hmm. Ganz schön viel Klett was? Und knallig.«

Die alte Dame hat recht. Nur die Achtziger, mit ihrem pink geprägten Elektropop, konnten knöchelhohe Fußbekleidung von so greller Extravaganz hervorbringen. Vier Klettverschlüsse pro Schuh, sicherheitshalber. In meinem Schrank zu Hause steht eine ganze Armee von ungetragenen Turnschuhen, Kathys Versuche, mehr und mehr Stücke meines alten Lebens auszuwechseln. »Meine Stiefmutter hasst sie.« Ich lehne mich hinten an.

Die alte Frau runzelt die Stirn und beugt sich vor, um einen besseren Blick zu haben. »Also, ich bin ziemlich angetan davon. Die haben Pfiff, weißt du.«

»Danke.« Ich lächle. *Pfiff. Was für ein Wort.* Ich mustere ihre weißen Gesundheitsschuhe, komplett mit sieben Zentimeter dicken Sohlen und einem breiten Klettverschlussriemen. »Ihre sind aber auch cool.«

Was mit einem Kichern beginnt, endet in einem tiefen, herzhaften Lachen. »O ja«, sagt sie und hebt beide Füße hoch. »*Très chic, non*?«

Ich gebe zu, anfangs hatte ich Bedenken, neben einer alten Dame zu sitzen: die altmodischen Hochsteckfrisuren, die gestrickten Rollkragenpullis, der Geruch nach Zwiebelsuppe und nahem Tod. Aber da der Bus voll war, blieb mir wenig Auswahl in Bezug auf meinen Sitznachbarn. Entweder die alte Frau, der Ponchomann mit den glasigen Augen oder ein hundertfünfzig Kilo schwerer Jabba-the-Hutt-Doppelgänger. Also nahm ich den Platz. Hochsteckfrisur? Jawoll. Gestrickter Rolli? Alles da. Nichts, was die Greisenpolizei verärgern würde. Aber ihr Geruch …

Seit ich hier sitze, versuche ich, ihn zuzuordnen. Er ist

ausgesprochen un-greisenhaft. Er ist wie … Duftsäckchen vielleicht. Verlassene Dachböden, handgenähte Steppdecken. Blöde frisch gebackene Kekse mit … einem Hauch von Zimt. Genau, das ist es.

Mein Gott, ich liebe Zimt.

Die alte Dame rutscht auf dem Sitz herum und wirft dabei versehentlich ihre Handtasche auf den Boden. Auf ihrem Schoß liegt ein Holzkästchen, nicht größer als ein Schuhkarton. Es hat eine tiefrote Farbe und ein Messingschloss, aber das Auffallendste daran ist, wie ihre linke Hand es festhält: krampfhaft und geradezu verzweifelt.

Ich hebe die Tasche auf und gebe sie ihr zurück. Errötend legt sie sie zurück auf das Holzkästchen. »Danke.« Sie streckt mir ihre Hand entgegen. »Ich bin übrigens Arlene, und du kannst mich gern duzen.«

Ihre krummen Finger zeigen in alle Richtungen, ganz welk unter einem Netz von hervortretenden Adern und rostigen Ringen. Wenig überraschend fühlt ihre Hand sich weich an; durchaus überraschend ist das ganz schön.

»Ich bin Mim.«

Sie hebt ebendiese Hand, um ihre Frisur zu ordnen. »Was für ein interessanter Name. *Mim*. Fast so interessant wie die Schuhe.«

Ich lächle höflich. »Eigentlich ist es ein Akroname.«

»Ein was?«

»Mein richtiger Name ist Mary Iris Malone. Mim ist nur aus den Anfangsbuchstaben zusammengesetzt, aber als ich klein war, konnte ich mir unter Akronym nichts vorstellen und dachte, es heißt Akro*name*, was mir total eingeleuchtet hat.«

»Akroname. Clever«, sagt Arlene.

»Mary hieß meine Großmutter.«

»Ziemlich hübscher Name.«

Ich zucke die Achseln. »Kann sein. Er passt nicht so …«

»Zu den Schuhen?« Lächelnd stupst sie mich in die Rippen.

Arlene erweist sich als voller Überraschungen, mit ihren Klettschuhen und ihrer Ausdrucksweise, ganz *Pfiff* und *très chic, non*. Ich frage mich, ob sie auch so nett wäre, wenn ich auspacken würde – ihr einfach alles erzähle, selbst die SONDERMELDUNG. Das könnte ich schon. Ihre hellblauen Klimperaugen betteln geradezu darum.

»Also, was ist in Cleveland?«, fragt sie und zeigt auf meinen Rucksack. Die Ecke eines Briefumschlags ragt aus einer Seitentasche, und darauf ist der Absender klar zu erkennen.

Eve Durham
PO Box 449
Cleveland, OH 44103

Ich stecke den Umschlag weg. »Nichts. Mein … Onkel.«

»Ach ja?« Arlene zieht die Augenbrauen hoch. »Hmm.«

»Was denn?«

»Ich dachte mir nur – *Eve* ist ein interessanter Name für einen Mann.

Wie ein Priester bei der Beichte sieht Arlene mich nicht an. Sie faltet die Hände auf ihrer Tasche, richtet den Blick geradeaus und wartet darauf, dass ich ihr die Wahrheit erzähle. Wir haben uns gerade erst kennengelernt, aber so etwas wie Zeit spielt kaum eine Rolle, wenn man es mit einer Geistesverwandten zu tun hat.

Ich drehe den Kopf zur Seite und betrachte durch das Fens-

ter den dichten Wald, der draußen vorbeisaust, sodass eintausend Bäume zu einem verschwimmen. »Meine Eltern haben sich vor drei Monaten scheiden lassen«, sage ich gerade eben laut genug, dass sie es über das Brummen des Motors hinweg hören kann. »Dad hat bei Denny's einen Ersatz gefunden.«

»In dem Restaurant?«

»Ja, ich weiß. Die meisten Leute finden dort Frühstück.« Arlene lacht nicht über meinen Witz, weshalb ich sie sogar noch lieber mag. Manche Witze sollen gar nicht komisch sein. »Die Hochzeit war vor sechs Wochen. Jetzt sind sie verheiratet.« Meine Brust zieht sich beim Klang meiner eigenen Worte zusammen. Es ist das erste Mal, dass ich es laut ausgesprochen habe. »Eve ist meine Mutter. Sie wohnt in Cleveland.«

Ich spüre Arlenes Hand sanft auf meinem Rücken und habe Angst vor dem, was jetzt kommt. Dem Schlagwort-Monolog. Der aufmunternden Predigt mit dem Aufruf zu Tapferkeit im Angesicht einer auseinanderbrechenden amerikanischen Familie. Steht alles im Handbuch. Erwachsene können sich weise Worte einfach nicht verkneifen.

»Ist er ein guter Mensch?«, fragt sie. Arlene hat, wie es scheint, das Handbuch nicht gelesen.

»Wer?«

»Dein Vater, Liebes.«

Durch das Fenster sehe ich das Meer von Bäumen, jetzt in Zeitlupe: jeder Stamm ein Anker, jeder Wipfel ein Wellenkamm, tausend verschlungene Zweige, Blätter, spitze Nadeln. Mein eigenes Spiegelbild in der Scheibe ist geisterhaft, durchsichtig. Ich bin ein Teil dieses Baummeeres, dieser verschwommenen Landschaft.

»Meine scharfen Kanten«, flüstere ich.

Arlene sagt etwas, aber es klingt gedämpft, als käme es aus einem Nebenraum. Das Brummen des Busses verstummt ebenfalls. Alles ist still. Ich höre nur meinen Atem, meinen Herzschlag, die innere Maschinerie von Mim Malone.

Ich bin sechs und lese auf dem Fußboden unseres Wohnzimmers in Ashland. Tante Isabel, zu Besuch aus Boston, sitzt am alten Sekretär meines Vaters und schreibt einen Brief. Dad steckt den Kopf ins Zimmer. *»Isabel, ich bräuchte meinen Schreibtisch wieder. Bist du fertig?«* Tante Isabel hört nicht auf zu schreiben. *»Seh ich aus, als wäre ich fertig, Bareth?«* Dad verdreht die Augen und bläht die Nasenflügel. *»Was ist ein Bareth?«*, frage ich mit einem kurzen Blick über mein Buch. Tante Isabel lächelt, den Kopf weiterhin über ihre Briefe gebeugt. *»Das da.«* Sie zeigt auf meinen Vater. Ich sehe ihn fragend an. *»Ich dachte, du heißt Barry?«* Tante Isabel schüttelt den Kopf. *»Da hast du falsch gedacht, mein Lämmchen.«* Ich liebe alle ihre Spitznamen, aber Dad ist nicht begeistert. *»Schreibst du da einen Roman, Isabel?«* Sie antwortet nicht. *»Isabel, ich rede mit dir.« »Nein, tust du nicht«*, sagt sie. *»Du machst dich über mich lustig.«* Dad seufzt, murmelt etwas über die Nutzlosigkeit von Korrespondenz und geht. Ich wende mich ein paar Minuten lang wieder meinem Buch zu, dann frage ich: *»Wem schreibst du, Tante Isabel?« »Meinem Arzt.«* Dann legt sie den Bleistift weg und wendet sich mir zu. *»Schreiben schleift … die scharfen Kanten meines Gehirns ein bisschen ab, verstehst du?«* Ich nicke, verstehe aber nicht. Bei Tante Isabel geht mir das meistens so. *»Ich mach dir einen Vorschlag«*, sagt sie. *»Wenn ich zurück in Boston bin, schreibst du mir. Dann verstehst du, was ich meine.«* Darüber denke ich einen Moment

nach. *»Hab ich auch scharfe Kanten, Tante Isabel?«* Sie lächelt und lacht, und ich weiß nicht, warum. *»Vielleicht ein bisschen, mein Lämmchen. Aber so oder so solltest du schreiben. Das ist besser, als sich dem Wahnsinn der Welt zu beugen.«* An dieser Stelle zögert sie kurz und schielt zur Tür, wo Dad gerade noch stand. *»Und billiger als Pillen.«*

Der Ton kehrt zurück. Das stetige Brummen des Motors und Arlenes Stimme, warm und feucht. »Alles klar bei dir, Mim?«

Mit dem guten Auge beobachte ich weiterhin die vorbeifahrende Landschaft. »Früher haben wir Waffeln gebacken«, sage ich.

Kurze Pause.

»Waffeln?«

»Jeden Samstag. Dad hat gerührt und gequirlt, während ich auf einem wackligen Stuhl saß und grinste. Dann habe ich den Teig aufs Waffeleisen gegossen und …«

Noch eine Pause.

»Ja?«, sagte Arlene.

»Was?«

»Du hast mitten im Satz aufgehört.«

Tante Isabels letzter Satz hallt in meinem Kopf wider. *Billiger als Pillen … illen … illen … illen …*

Ich drehe den Kopf, recke das Kinn und sehe Arlene genau in die Augen. Ich wähle meine Worte sorgsam, spreche jede Silbe mit Bedacht aus. »Ich glaube, mein Dad ist ein guter Mensch, der sich dem Wahnsinn der Welt gebeugt hat.«

Zuerst reagiert Arlene nicht. Genauer gesagt wirkt sie besorgt, wobei ich mir nicht sicher bin, ob es an meiner Antwort liegt oder an meinem Verhalten in den letzten Minuten. Dann

blitzen ihre Augen auf und sie nickt. »Das tun so viele, mein Liebes. So viele.«

Eine Zeit lang schweigen wir, und für Arlene kann ich zwar nicht sprechen, aber ich finde es schön, so nah bei jemandem zu sitzen, ohne unablässig das Bedürfnis nach einem Gespräch zu verspüren. Wir beide können einfach nur sein. Was genau das ist, was ich momentan brauche.

Denn ich bin Mary Iris Malone, und mit mir stimmt etwas nicht.

Kapitel 4
Abilitol

Vor knapp über einem Jahr fing ich mit den Sitzungen bei Dr. Wilson an. Seine vielen gerahmten Zeugnisse versicherten den Patienten, dass er ein richtiger Arzt war und nicht, wie ich befürchtete, ein professioneller Clown.

»Sag mir bitte, was du hier siehst, Mary.«

»So heiße ich nicht, Doc. Oder haben meine Eltern Ihnen das nicht erzählt?«

Die Lippen des Arztes verzogen sich zu einem neckischen Lächeln. »Entschuldige. *Mim*. Was sieh –«

»Wieder falsch«, flüsterte ich.

Hilfesuchend sah Dr. Wilson meinen Vater an, aber diese Quelle war schon lange versiegt. »Also gut«, sagte er. »Wie heißt du?«

»Antoine«, sagte ich, ohne eine Miene zu verziehen.

»Mim, das reicht jetzt«, sagte Dad. »Antworte auf Dr. Wilsons Frage.«

Die meisten Mädchen meines Alters hatten schon lange aufgehört, die Wahrheit zu sagen, und waren einfach dazu

übergegangen zu sagen, was alle hören wollten. Aber irgendwann in der siebten oder achten Klasse, oder vielleicht sogar schon früher, hatte ich eine Entscheidung getroffen, was für ein Kind ich sein wollte, und wichtiger noch, was für ein Kind ich *nicht* sein wollte.

»Mim?«, bohrte Dr. Wilson. »Kannst du bitte mir sagen, was du –«

»Wo ist Ihr Bär, Doc?«, unterbrach ich ihn.

»Verzeihung. Wie bitte?«

»Moment mal – erzählen Sie mir nicht, dass Sie ein bärloser Arzt sind.«

Dr. Wilson zog die Stirn in Falten und schielte zu meinem Vater.

»In Dr. Makundis Wartezimmer stand ein …«, Dad seufzte, als würde er alles andere lieber sagen als das, was er gleich sagen würde. »Da stand ein lebensgroßer Grizzly. Ausgestopft.«

»Ach ja?« In Dr. Wilsons Lächeln lag eine gewisse Albernheit, die ich sofort erkannte.

Er hält sich für besser als Dr. Makundi.

Ich hob die Tintenkleckskarten auf und blätterte sie eine nach der anderen durch. »Penis, Penis, Penis … Wow, sind das Schamlippen?«

»Mim, mein Gott, bitte«, sagte Dad.

Ich knallte die Karten auf den Tisch, dann streckte ich beide Mittelfinger hoch. »Sagen Sie mir, was Sie hier sehen, Doc.«

Dad stand auf und drehte sich zu meiner Mutter um, die ruhig mit den Händen auf dem Schoß dasaß. Sie lächelte nicht, aber sie runzelte auch nicht die Stirn.

»Ist schon okay, Mr. Malone.« Dr. Wilson bedeutete ihm,

sich wieder zu setzen. Dann sagte er an mich gewandt: »Denk bitte an das, worüber wir gesprochen haben, Mim. Denk daran, wie wichtig es ist, verbal genau auszudrücken, wie du dich fühlst. Manchmal kommt einem etwas erst real vor, wenn man es ausspricht.«

Ich verdrehte die Augen. »Ich bin wütend und –«

»Fang mit deinem Namen an«, unterbrach der Arzt mit erhobenen Händen. »Deinem vollen Namen, bitte.«

»Ich bin Mary Iris Malone.«

»Weiter«, flüsterte er.

Ich senkte die Stimme, weil ich vor einiger Zeit gelernt hatte, dass ein Flüstern lauter als ein Schreien war. »Und mit mir stimmt etwas nicht. Ich bin wütend. Und gelangweilt. Und ich finde, dass Dr. Makundi ein hunderttausendmal besserer Arzt ist als Sie.«

Wilsons Lächeln war zum Kotzen. »Und was ist mit den Stimmen, Mim? Ist das in letzter Zeit noch mal vorgekommen?«

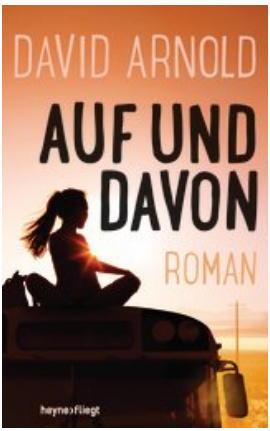
»Bei Ihnen klingt das wie, was weiß ich … Epilepsie oder so was. Als würde ich den ganzen Tag sabbern und krampfen.« Ich nahm eine Tintenkleckskarte in die Hand. »Und sind Tintenkleckse nicht irgendwie total mittelalterlich? Was kommt als Nächstes, Lobotomie? Elektroschocks? Mein Gott, das ist ja hier wie im *Kuckucksnest*.«

Wilson nickte ungerührt. »Mit den Tintenklecksen können wir aufhören, wenn du das möchtest.«

»Ja, möchte ich. Sehr gern möchte ich das.«

Wilson schob seinen Stuhl zurück, öffnete eine Schreibtischschublade und holte einen Rekorder heraus, der aussah, als wäre er aus einer Kanone geschossen worden. Er blätterte

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



David Arnold

Auf und davon
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 384 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-453-26983-5

Heyne fliegt

Erscheinungstermin: August 2015

Manchmal liegt das Ziel woanders, als du denkst

Wer würde nicht gerne einfach mal verschwinden? In den nächsten Bus springen und alles hinter sich lassen? Genau das macht die sechzehnjährige Mim Malone. Es reicht ihr, immer das zu tun, was ihr Vater und seine neue Frau für richtig halten. Sie will wissen, weshalb ihre Mom aus ihrem Leben verschwunden ist. Und ihre Gedanken sollen endlich aufhören, in ihrem Kopf Karussell zu fahren. Also steigt sie einfach in den Greyhound-Bus und haut ab, zu ihrer Mom. Während draußen die Landschaft vorbeifliegt, macht Mim einige unvergessliche Bekanntschaften – die wunderbare Arlene, den unheimlichen Ponchomann und den äußerst attraktiven Beck, an den sie ihr Herz zu verlieren droht ... Doch dann verändert ein tragischer Unfall von einem auf den anderen Augenblick alles. Und Mim muss sich den wirklich entscheidenden Fragen in ihrem Leben stellen.

Der Titel im Katalog